

Sophie Reyer

Tausendundein Tag
Geschichten in die Zeit gestreut





www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2017

1. Auflage Oktober 2017

literatur nr. 82

Cover, Layout und Satz: textzentrum graz

Lektorat: Maria Ankowitsch

Coverfoto: fotolia.de, Sailor, © rolffimages, #141946038

Autorenfoto: Konstantin Reyer

Druck: Bookpress.com

ISBN 978-3-903144-32-3



→ Kultur, Europa,
Außenbeziehungen



Sophie Reyer

Tausendundein Tag

Geschichten in die Zeit gestreut

Inhalt

Prolog	5
Leid: Windzeit	8
Zweifel: Bärenliebe	28
Machtmissbrauch: Schwerkraft	43
Trauer: Herbst	57
Sehnsucht: Die Herzen der Tintenfische	77
Wut: Puppenhexe	96
Verzweiflung: Die Blinden	102
Ohnmacht: Krieg der Käfer	155
Erwartung: Erster Schnee	172
Freude: Oscar und das große Krachen	191
Friede: Die Sprache des Sees	223
Epilog	233

Prolog

Es ist eine Biomacht an der Macht. Die Welt ist jetzt eine Stadt. Ist eine Stadt, die stumm ist.

Es sind weiße Lappen vor den Mündern. Es ist eine Milchkhaut. Es sind Pilze, die sie gezwungen werden zu essen. Es ist ein verseuchtes Land. Es sind abgebundene Lippen. Sind Lippen in Laken, in Leinen. Es sind Kinderlippen in Leichentüchern. Es sind blutende Nasen von Schülern, Bauchweh im Unterricht, der zwischen verrotteten Trümmern stattfindet. Es ist eine Lüge. Es wird totgeschwiegen. Es sind verfallene Wolkenkratzer. Es ist eine Glücksinsel, sagt man.

Es ist ein Mann, der auf einem Fahrrad umherfährt, seine Frau zu suchen. Es ist ein Kaninchen, ohne Ohren geboren. Es sind Strahlen, Erbrochenes, ausgestorbene Straßentrümmer.

Es sind Gesichter von Menschen, Lappen vorm Mund, die Schlitze der Augen: schauen, schauen.

Es sind Großstadtgerippe. Es sind keine Worte darüber. Es ist ein weißes Tuch im Gesicht. Es sind verbundene Lippen. Es sind keine Schlagzeilen mehr. Es gibt keine Sprache dagegen. Es wird totgeschwiegen.

Zef konnte sich nicht mehr genau erinnern. Nur: dass auf einmal überall Licht war. Und Licht war die Hölle. Das hatte er sich früher nicht so schlimm vorgestellt. Es gelang nicht mehr, zu schlafen. Zef tat alles Mögliche, um sich zur Ruhe zu bringen: Er schirmte sich die Augen mit einer schwarzen Brille ab, stöpselte sich die Ohren zu und so fort. Nichts half. Schließlich beschloss er, in einen der Bunker zu gehen, die der Konzern für die Flüchtlinge im Industriegebiet aufgestellt hatte. Sie waren aus aller Welt gekommen, zuerst aus den durch Armut und später aus den durch Terrorismus verseuchten Gebieten. Jeder dieser Bunker brachte ihnen einige Millionen Euro pro Tag ein, wie ihm sein Chef immer wieder stolz und mit leuchtenden Augen erzählte. Man gab den Flüchtlingen wenig zu essen, sah aber zu, dass man sie am Leben hielt. Nutzte die billige Arbeitskraft. Zef knackte mit dem Kiefergelenk, als er die Treppe hinabging. Er merkte, dass er müde war und gleichzeitig unendlich aufgerieben. Als würde er an einem überdimensionalen Jetlag leiden. Zef seufzte. Er war müde. Und er brauchte Kontakt mit Lebendigem. Das wusste er.

Zef schlängelte sich durch einen riesigen Mob an Menschen hindurch. Insgeheim hatte er beschlossen, die Flüchtlingsfrau, die ihm die beste Geschichte erzählen konnte, ins CEO-Unternehmen zu engagieren. Es war eine Art Ablenkungsstrategie. Zef musste einfach zusehen, dass die Zeit verging. Er schlang die Kapuze ums Gesicht, zog den Kopf ein und die Ärmel über seine Finger. Zef trug eine löchrige Strickjacke. Er hatte sich getarnt. Aber schon als er den Bunker betrat, sah er, dass das Bild, das er von den Flüchtlingen hatte, nicht seinen Vorstellungen entsprach.

Einige besaßen iPhones, mit denen sie spielten. Sie sahen viel weniger verzweifelt aus, als er gedacht hatte. Das Einzige, was schockierte, war, dass es so viele waren. Die Masse machte Zef Angst.

»Und«, sprach er einen runzeligen Mann an, der in einer Ecke eingerollt in seinen Schlafsack da lag, »fürchtest du dich nicht vor all diesen Veränderungen?«

Zef war es, als stünde ein schwarzer Schatten hinter ihm. Aber das war sicher nur der Schlafentzug, dieses Zuviel an Helligkeit.

Der Mann grinste und zuckte mit den Schultern. »Wir müssen alle sterben«, sagte er dann.

»Aber wie vertreibt ihr euch die Zeit?«

Er lächelte und zeigte ein Gebiss, dem drei Zähne fehlten.

»Wir erzählen uns Geschichten«, meinte er. »Das, was die Leute früher auch getan haben. Not macht erfinderrisch.«

Zef spitzte seine Ohren. Er war unendlich müde. Woher aber kam auf einmal diese Neugier? Langsam nahm der junge Mann Platz und betrachtete die hohlwangigen Menschen um sich herum. Da stand ein blondes Mädchen auf. Es sah nordisch aus. Zef wunderte sich, es in dem Bunker anzutreffen. Warum es wohl geflohen sein mochte?

»Wie heißt du?«, fragte Zef.

»Janina«, antwortete es und strich sich das fettige Haar aus dem Gesicht.

Dann begann das Mädchen zu erzählen.

Leid: Windzeit

Mit dem Wind kamen die Menschen. Es waren viele. Wären es nur die Menschen gewesen, oder nur das Wetter, man hätte noch damit leben können. Die Frauen trugen Tücher um den Kopf, sie schirmten ihr Haar ab, die Männer waren braungebrannt und hatten Lach- oder Trauerfalten um die Augen. So genau konnte ich den Unterschied nicht ausmachen. Ich wohnte am Bahnhof. Schlagartig änderte sich alles. Da waren auf einmal überall Leute, die dunklen unter ihnen billig bekleidet und zusammengerollt in Decken oder auf der Straße stehend, an Mistkübeln lehrend. Die Hellen unter ihnen trugen Schilder mit Aufschriften, sie liefen gestresst umher, sie waren im Gegensatz zu den Dunkleren meist wohlgenährt und die Frauen trugen das Haar in Zöpfen aus dem Gesicht gebunden. Sie schwitzten, sprachen rasch. Sie schoben riesige Schubkarren umher, mit Plastikflaschen bepackt. Wenn ich weiterging, in die Halle hinein, dann stob mir eine Menschenmasse entgegen. Hinein und hinaus gingen sie, drängten sie, ich verstand die Sprachen oft nicht, in denen gesprochen wurde. Die Drogensüchtigen und Punks saßen da wie immer, doch neben ihnen auf dem großen Vorplatz hatten nun auch die Familien mit den dunklen Gesichtern Platz genommen. Auf pastellfarbenen Tüchern hatten andere Spielzeug ausgebreitet, das verschenkt wurde. Die Dunkleren sahen nicht trauriger aus. Manche lachten, sie waren sehr herzlich, wenn ich einen versehentlich anrempelte, und die Männer sahen mir nach, wie es dunklere Männer überall sonst auch taten. Es war nicht bedrohlich, es war einfach nur zu viel.

All das wäre nicht so schlimm gewesen, hätte sich nicht auch noch das Wetter stündlich geändert. Manchmal war ich sehr müde, wollte nicht außer Haus und in die Arbeit gehen. Dann wieder schwitzte ich, schlief, weil es so heiß war. Am schlimmsten war der Wind, auch wenn er die Hitze erträglich machte. Eines Tages war auf der Straße neben der Autobahn ein Kleinbus zu sehen. Ich öffnete die Türe und erblickte eine Frau mit dunkler Haut, die auf dem Boden lag.

»Sind Sie in Ordnung?«

Sie hatte Schweiß auf der Stirn und schien meine Sprache nicht zu verstehen. Ich strich ihr das Haar aus dem Gesicht.

»Wohnen Sie hier?«, fragte ich darum auf Englisch.

Sie nickte.

Dann presste sie ihre Lippen fest zusammen. Schrie.

Dass das die Wehen waren, war mir klar.

Danach begannen die Träume. Es waren Tagträume. Sie schwappten als zweite Stimmen über mich, wenn ich im Radio war. Ich kippte dann immer in eine Art paralleles Wasseruniversum.

»Sind meine Haare in Ordnung?«, fragte Leni.

»Du bist im Radio«, sagte ich. »Da sieht man die Haare nicht.«

Sie feixte.

»Entspann dich, Schätzchen. Ganz locker«, versuchte ich es erneut. »Es geht nicht um dich. Bist nur ein Instrument. Ja? Also bitte.«

Ich umarmte Leni und drückte ihr einen Kuss auf die Wange.

Sie setzte sich, nahm einen Schluck aus dem Wasserglas.

Dann begann sie:

»Herzlich willkommen auf der siebenten Welle. Wie Sie hören, ist hier schon einiges am Überlaufen, so zum Beispiel unser Enthusiasmus für die neue Oscar-Preisverleihung. Die Sternchen sind vom Himmel gefallen und nun kann man sie live oder auch im Fernsehen sowie via Internet bei der Übernahme ihrer Preise beobachten. Wird Halle Berry wieder einen weiten Ausschnitt tragen? Sind Angelina Jolies Lippen schmallend und voll wie eh? Wer kann Brad Pitts Schneckenchecker-Blick widerstehen? Who doesn't want to marry Johnny Depp? Sie sehen, nein, Verzeihung, Sie hören, die Begeisterung schwappt über mich. Es –«

Raschelgeräusche, die Leni durch Reiben an ihrem Pullover erzeugte. Ein Sirren.

Da traf eine Nachricht ein.

»Oh. Offenbar. Haha. – Also offenbar, meine Damen und Herren, sind es nicht nur die Radiowellen, die zuschlagen. Ah. Hm. Ja, also Sie verzeihen doch diese platte Metapher. Nein.«

Peinlich, dachte ich. Ich sah, wie Leni rot wurde. Sie versuchte, sich aus der Affäre zu ziehen.

»Aber hier lief eben eine Nachricht ein. Moment:

Rom >>> Tausende Flüchtlinge >>> Boote >>> nur 48 Stunden >>> von der italienischen Marine und von Handelsschiffen im Mittelmeer >>> Italiens Innenminister >>> reißt nicht ab >>> von seeuntüchtigen Booten gerettet worden >>> 40.000 >>> mindestens ein Migrant tot aufgefunden >>> Notstand.«

Sie hechelte ein wenig, das Gesicht war gerötet, während weiterhin alle Kraft in ihrer Stimme lag, die Stimme komischerweise seltsam ruhig und melodisch klang, als wäre sie von Lenis Rest abgespalten.

»Weitere Rettungsaktionen >>> zwei Handelsschiffe >>> weitere Flüchtlinge aufgenommen >>> Italiens Marine berichtete >>> der Geheimdienst warnte >>> Nun zum Wetter.«

Das Wetter. Mein Lieblingsthema. Das, was sich schon seit Ewigkeiten nicht mehr berechnen ließ, dachte ich.

Ich seufzte. Wie ist es, zu ertrinken? Fragte ich mich. Ertrinken. Das ist ein Geräusch, stelle ich mir so vor. Eine Art Rauschen, das einem durch die Nase schießt.

An den Ohren tönt.

Ich werde mit Wasser angefüllt. Oben und unten. Werde prall wie ein Luftballon. Gleich platze ich. Ich falle. Oder steige ich. Die Richtungen, die Verhältnisse heben sich auf. Ich möchte in die Höhe. Nein, aufhören zu kämpfen. Wird doch alles noch schlimmer, wenn man gar nicht weiß, ob man die Richtung kennt. Die Verhältnisse heben sich auf. Aber da. Was ist das? Eine Nixe? Nein, dazu ist der Schädel des Wesens zu kahl. Eine stromlinienförmige Figur mit Fischeschwanz gleitet an mir vorüber. Dann Filmriss.

»Meine Herren. Also angesichts der Lage würde ich vorschlagen: abwarten«, dröhnte die Stimme des einen Politikers, Herrn Hagerls, an mein Ohr.

»Durchaus, Herr Kollege!«, ereiferte sich der andere.

»Einstweilen also ein paar Fakten zur Lage, meine Damen und Herren«, zwitscherte Leni dazwischen, während sie sich ihr helles Haar hinter das linke Ohr schob.

»Weil ja Zahlen und Daten helfen sollen, nicht? Auch gegen Wahnsinn und Wasser, hab ich mir zumindest sagen lassen«, kokettierte Leni.

Ich konnte sehen, dass ihr Auftritt purer Fake war, mochte sie jedoch nicht bloßstellen.

»Also: Berlin!«, flötete Leni weiter.

»Italien >>> Flüchtlingszahlen explodieren
>>> nicht ohne Folgen >>> Zahl der Asylwerber wächst >>> viele Menschen beantragen Asyl.

Halten Sie sich fest! Ist das nicht irre – und nun zum Wetter.«

»Also dass die Zeit auch gar nicht vergeht«, sagte der eine der Politiker, der Frank hieß, und guckte seinen Kollegen lange an.

Der andere nahm eine Packung Kaugummi heraus. »Auch einen?«, fragte er seinen Kollegen, während er ihm die eklig pinken Dinger hinhielt.

»Gern«, meinte der andere. »Man wird ja fast gezwungen, zu handeln«, fuhr er kauend fort.

»Nicht handeln ist auch eine Handlung«, sagte Leni. Dann biss sie sich auf die Lippen.

»Da haben Sie recht. Also lieber mal abwarten«, nickte Johannes und sein Unterkinn labberte.

»Schließlich machen wir auch nur unseren Job«, erklärte Frank und lächelte.

Und toll ist's, fürs Warten auch noch bezahlt zu werden. Nein? Dachte ich. Aber ich schwieg.

»Sie sagen es, Herr Kollege. Und gar nicht schlecht bezahlt noch dazu«, sprach Johannes auch noch meine Gedanken aus.

Stille. Ich drehte den Stift hin und her.

»Oh, wir sind auf Sendung«, rief Leni. Setzte mit einem Mal wieder ihren fakig-flötenden Ton auf. »Herr Kollege, was sagen Sie zu der Katastrophe?«

»Manchmal ist es schwierig, so viel Verantwortung zu tragen. Für Fremde.«

»Ja«, nickte Frank.

»Ich glaub, ich brauch einen Schluck Wasser«, flüsterte er mir zu.

Was hatte ich damit zu schaffen?

»Freilich, irgendwann müssen wir schon eine Entscheidung treffen«, fuhr er fort.

Stille. Ich hörte meinen Atem, hörte mein Blut in den Ohren rauschen. Wasser, Wasser.

»Das reicht, oder?«, fragte er Leni.

Sie zögerte.

»Vielen Dank für das Gespräch!«, süßelte sie dann.

Ich seufzte und nahm den Kopfhörer ab. Die Frau war nicht zu gebrauchen.

»Eine Entscheidung treffen, jaja. Aber bis dahin fließt noch viel Wasser die Adria herab, oder. Haha«, grinste Frank und kaute laut.

»Also das war aber jetzt geschmacklos, Herr Kollege. Aber sie haben recht. Das braucht Zeit.«

Die Politiker lachten beide, ihre Kehlköpfe wippten.

Nur Meer, Wellen, Stille. Kein Vogel am Himmel. Da vergeht die Zeit anders, oder? Ist alles eingefroren. Das einzige Kontinuum: ein Auf und Ab der Wellen. Wie einatmen – ausatmen. Licht glitzert. Hitze sticht. Da ist keine Schönheit. Da ist gar nichts. Man kann nicht genießen, kann sich nicht freuen. Man verliert das Gefühl für alles. Manche kotzen. Hin und wieder heulen Kinder. Es gibt nur die Hoffnung, die einem hilft, zu ertragen. Man ist losgelöst. Hitze. Der Kopf fühlt sich an, als wäre er in einer Kapsel. Das Meer und das Nichts. Sonst nichts. Nein, Moment: dieses Wesen. Wo ist es geblieben? Seine Anmut war unbeschreiblich. Riesige, zackige Ohren standen von dem kahlen Schädel ab. Ich muss ihm begegnen. Ich –

»Man hat denen das Wasser abgegraben. Hat ihnen die Grundlage entzogen. Jetzt steht ihnen das Wasser bis zur Oberkante der Unterlippe. Da geht nichts mehr. Nicht rein, nicht raus. Oder wie sagt man: Bis zum Hals steht es. Ja. Sie versuchen, sich an die Reste zu klammern, die umherschwimmen. Halten sich an Trümmern fest. Aber das ist so, als würden wir mit einem Sieb Wasser schöpfen. Sie verstehen. Man bemüht sich vergeblich. Ich –«

Leni geriet in Rage. Ihre Erregung hatte mich wieder wachgerüttelt.

»Ja, was heulen Sie denn? Sie sind aber nahe am Wasser gebaut«, meinte Frank grinsend. Dann lachte er über seinen schlechten Witz.

»Ich kann die Dame verstehen. Ehrlich«, meinte Johannes.

In dem Moment wurde der Jingle über Lautsprecher eingespielt. Ich sah Leni scharf an. Sie verdrehte kaum merklich die Augen.

»Oh, sind wir schon wieder auf Sendung? Wie peinlich. Moment. Also:

Kein italienisches Problem >>> EU >>> illegal eingereiste Flüchtlinge >>> das Boot ist voll >>> sichere Drittländer >>> sofort >>> gefährliche Reise.

Herr Giovanni, wie sehen Sie die Lage?«

»Wir versuchen unser Bestes«, zeigte Johannes Zähne.

Genau. Öffentlich Wasser predigen und heimlich Wein trinken. So tun, als lebe man nach seinen Prinzipien, dachte ich. Aber ich hielt die Klappe und räusperte mich.

»Verzeihung. Also, unsereins würde ja am liebsten Rotz und Wasser heulen. Warum sagt Ihr Kollege denn nichts?«

»Sie wissen: Stille Wasser sind tief. Ruhige Menschen bergen Geheimnisse.«

»Aha. Das ist angesichts der Lage natürlich spannend.«

»Nein, verzeihen Sie, das haben Sie falsch verstanden. Außerdem müssen wir jetzt weiterarbeiten. Auf Wiedersehen.«

Ich drehte das Mikro ab.

»Aber –«, stotterte Leni.

Es ist, als wär ich eine von denen. Ich hab Angst. Ich bin so müde vor Angst. Schlafen: Das Meer, es schaukelt uns in den Schlaf. Salz im Haar. Wie sollen wir uns nachts über Wasser halten. Klammern uns an Trümmer. Wir dachten, dass alles besser wird, hier, keine Verfolgung, Essen, Arbeit, eine Idee von Existenz vielleicht, aber wir sind doch nur vom Regen in

die Traufe geraten. Ist das das Leben? Ein schlimmer Zustand wechselt den anderen ab? Erinnert jedenfalls ein wenig an Wellen. Darüber wissen wir jetzt einiges, nein? Wasser hat keine Balken. Keine Messer können es schneiden. Woran also sich festhalten? Warum können wir uns nicht einfach auflösen, wie Salz? Und wo ist die magische Nixe, das stromlinienförmige Wesen mit den zackigen Ohren geblieben?

»Träumst du? Wir sind auf Sendung!«, herrschte Leni mich an. Dann fuhr sie, mit gespitzten Lippen ins Mikrofon sprechend, mit ihrem Diskurs fort.

»Ist doch alles ganz einfach, nicht. Ich meine, man weiß das ja. Die Frage, wer asylberechtigt ist«, brummelte Johannes mit dem labbernden Doppelkinn.

»Absolut«, bestätigte Frank. »Also, da geht es um blabla ... Konventionsflüchtling ... UNHCR ... Bescheidforum ... Dublin-Verfahren ... blablabla ... organisierte Quartiere ... Asylanträge ... Familienzusammenführung ... blablabla ... Bundesverwaltungsgericht ... blablabla ... Genfer Flüchtlingskonvention ... Familienasyl ... Erstaufnahmезentrum ... aber wohlge­merkt: Naturkatastrophen, Arbeitslosigkeit, Armut und Bürgerkriege sind keine Gründe für eine Asylgewährung«, begann Frank Leni zuzutexten.

Woher das plötzliche Engagement? Vielleicht ist ihm aufgefallen, dass er –

»Aber ...«, stotterte Leni.

»Ganz genau. Sag ich eben auch. Allgemeine Notsituationen – wie Armut, Bürgerkriege, Naturkatastrophen oder Arbeitslosigkeit – sind damit als Gründe für eine Asylgewährung ausgeschlossen.«

Blut ist dicker als Wasser, sagt man doch, dachte ich. Aber wer ertrinkt, der blutet nicht. Ertrinken ist ein stummer Tod. Der Schrei bleibt innen stecken. Der Schrei schießt in einen hinein. Ich hatte den Wunsch, dass diese zwei Typen noch Blut und Wasser schwitzen sollten.

»Fahren Sie diesen Sommer auch ans Meer?«

»Sie werden lachen: Ich mache in Afrika Urlaub.«

»Die Natur da: wunderbar. So schöne Menschen. Scho­komenschen, nein.«

»Haha. Ja. Ach, geben Sie mir doch noch einen Schluck Kaffee, Herr Kollege.«

»Auch einen Keks?«

»Hui, mir wird schon der Mund ganz wässrig. Ehrlich. Will sagen: Ich bekomme langsam Hunger, und Sie?«

»Ich fühle mich wie ein Fisch im Wasser«, sagte ich ironisch.

»Haha.« Leni lachte schrill und hysterisch auf.

»Das muss vielleicht so sein wie Ersticken. Ertrinken, meine ich. Eine der hässlichsten Todesarten«, sagte ich.

»Ja«, murmelte Leni. »Hält man die Atmung etwa für eine Minute an, steigt der CO₂-Druck des Blutes an. Dann macht man noch ein bis zwei tiefe Atemzüge. Damit gelangt Wasser in den Kehlkopf, was zu Hustenreiz führt. Man schluckt und schluckt Wasser, ohne Sauerstoff. Das führt schließlich zur Bewusstlosigkeit – und dann zu den Reflexen. Alle Körperteile beginnen sich zu strecken, Zuckungen erschüttern den ganzen Körper. Eine Atem­pause noch, dann Schnappatmung und danach der end­gültige Atemstillstand. Eventuell schlägt das Herz noch ein wenig, das hört schließlich auf.«

Ich merkte, wie ich zu schwitzen begann.

»Und: Kennst du auch den Immersionseffekt? Beim Untertauchen in Wasser werden durch den hydrostatischen Druck ca. 1000 Milliliter Blut in den Brustkorb verschoben. Dies führt –«

»Halt doch die Klappe!«, maulte Leni. »Lass mich doch mit deinem Wikipedia-Halbwissen. Ich mach ja auch nur meinen Job. Allen sind die Hände gebunden. Du kennst den Paragraphen.«

»Erzähl mir nicht, dass es hier um Paragraphen geht. Aber hier sind Menschenleben in Gefahr. Man muss den Brunnen so tief graben, bis er Wasser gibt.«

»Was willst du mir denn jetzt bitte damit sagen?«, fragte Leni und kaute heftig an ihrem Kaugummi.

»Nicht aufgeben, bevor das Ziel erreicht ist.«

Ertrinken ist ein stiller Tod. Aber wir haben ohnehin keine Stimme. Wir kommen in diesen Rastern nicht vor. Wir sind das, was jenseits der Ränder passiert. Es ist, als hätte es uns nie gegeben. Tagelang haben wir nichts gegessen. Aber was Tage sind, davon haben wir auch keinen Begriff mehr. Eines aber ist sicher, nach wie vor: Das Wasser läuft uns im Mund zusammen, wenn wir an Kartoffeln denken. Oder Reis. Dabei könnten wir euch doch eigentlich das Wasser reichen. Euch starken, mächtigen Menschen. Das heißt: Wir sind genauso viel wert wie ihr. Nein? Jeder hat ein gleiches Recht auf Leben, auf Atmen. Wo ist nur das magische Wesen? Ich muss wieder untertauchen, ihm folgen, vielleicht bringt es mich an einen Ort, an dem all das nicht mehr nötig ist: weglaufen, zittern, hungern, wollen. Oder?

»Außerdem: Man soll doch dem Wasser seinen Lauf lassen, meine ich. Wozu denn eingreifen. Geschieht doch alles, wie es geschehen muss. Meine Frau zum Beispiel, die hab ich auch erst kennengelernt, als ich längst nicht mehr an die Liebe glaubte«, sagte Johannes und zog den Kaugummi im Mund lang, sodass sich Speichelfäden bildeten.

»Im Moment zieht die Sonne Wasser. Sie scheint in einer Weise, die baldigen Regen ankündigt. Bis jetzt war jeder Versuch der Politiker ein Schlag ins Wasser. Ein Misserfolg also. Oder sagen wir: ein Tropfen auf den heißen Stein. Demnach: viel zu wenig Aktion. Wie wird es weitergehen? Ich melde mich in Kürze live von der Küste am Meer!«, flötete Leni, nickte und deutete mir, ich möge die Musik anknipsen. Während der Klänge kippte ich wieder in fremde Bilder hinein, das Studio verschwamm vor meinen Augen, überall Wasser, Wasser.

Nein, halt, ich bin schon und wir, wir fallen. Das heißt, wir fallen aus. Diese Flucht, das war ja auch ein Sprung ins kalte Wasser. Wir sind dieser Aufgabe nicht gewachsen. Ehrlich. Nichts, was uns trägt. Außer, dass wir eines wissen: Wenn wir tot sind, dann wird uns das Meer tragen. Denn Fett schwimmt. Auch wenn wir kaum mehr welches haben. Naja. In großen Wässern fängt man große Fische. Aber wir sind keine Fische. Und groß sind wir schon gar nicht. Im Gegenteil: Wir kommen in euren Rastern gar nicht vor. Wir. Moment. Da war ein Fischschwanz. Endlich. Ich muss mich sammeln. Dann dem Wesen folgen. Die Welten sind Strudel, in die es mich hineinzieht. Ich kippe vornüber in ein Prisma aus Farben und Wasserblasen. Eine Art Tunnel, der mich tiefer zieht. Oder ist es höher? Oder ist es nur der Hunger, und ich liege noch im Boot?

»Alles okay?«, fragte Leni, die die Kopfhörer abgenommen hatte und mich besorgt ansah.

Ich nahm einen Schluck Wasser, wischte mir über die Stirn und nickte abwesend.

Leni griff nach meiner Hand, schob die Kopfhörer wieder über ihre Ohren und begann erneut zu sprechen.

»Also angesichts unserer Unfähigkeit, zu handeln, noch ein paar Facts and Figures:

Seit Jahresanfang 15.000 Flüchtlinge >>> Italien >>> Lage in Syrien dramatisch >>> Bürgerkrieg und Asyl in Europa und USA >>> Flucht aus Libyen >>> über eine halbe Million >>> EU gefordert >>>«

Leni schluckte, holte tief Luft, ihr Redefluss war kaum zu stoppen. Als wäre auch um sie herum nur Wasser und sie müsste nach Luft schnappen, dachte ich. Oder aber umgekehrt: Als wäre sie ein Fisch, der im Trockenen liegt und nun verzweifelt versucht, nach dem Wasser zu schnappen. Ich seufzte und hörte dem Geschnatter weiterhin zu, während ich gedankenverloren die Gesichter der beiden fetten Politiker anstarrte.

Gedankengrenze: Wasser und nichts.

»Der italienische Geheimdienst >>> Flüchtlinge >>> schwere Unglücke italienische Küste >>> ins gelobte Europa >>> Mare Nostrum >>> Menschenschmuggler erhalten viel Geld >>> durch nichts mehr abzuschrecken >>> Seenot >>> Rettung >>> Kriegs-

schiffe, Drohnen und Hubschrauber mit Infrarot- und optischer Ausrüstung >>> lebensgefährliche Reise im Flüchtlingsboot >>> mehr als 4000 tot.«

Lenis Wortschwall riss mich wieder in die Gegenwart.

Wir müssen alle sterben. Also gibt es nur ein Wir. Und wir werden sein wie die. Ertrinken ist ein stiller Tod. Man kann nicht einmal um Hilfe rufen. Ich paddle tiefer und tiefer, folge dem gezackten Fischeschwanz, aber gleichzeitig ist es, als würde ich steigen. Hoch hinauf und höher, in ein Licht hinein, das zu groß ist, es verwischt mir den Blick, presst sich wie Sirren gegen mein Ohr. Der Gesang der Sirene flötet: »Trau dich!«

Auf einmal schwappte es aus mir. Ich stand auf. Leni guckte mich verwirrt an.

»Wir sind auf Sendung!«, wisperte sie mit gerümpfter Nase, die Augen weit aufgerissen, doch sie beachtete mich nicht weiter.

»Bei ruhigem Wasser kann jeder leicht Steuermann sein«, sagte ich gelassen und fixierte dabei das labbernde Gesicht des einen Politikers.

»Führungsqualitäten zeigen sich in schwieriger Lage. Und Sie: haben keine.«

Die Worte kamen leicht über die Lippen, fast wie ein Gesang. Wie das Zirpen einer Sirene, die sich in einem Strudel heimwärts dreht. Endlich.

»Machen Sie sich nicht lächerlich. Bitte. Es gilt, Ruhe zu bewahren«, sagte Frank und sein Gesicht verschob sich zu etwas, das ein Grinsen sein sollte.

»Sie sitzen im Trockenen, oder?«, entgegnete ich und stand auf.

Leni versuchte, die Lage zu retten.

»Eine neue Nachrichtenwelle ist über mich geschwappt. Also, es sieht so aus, als würden 4000 der Flüchtlinge gerettet werden können. Die Politiker haben sich nach einigem Zögern bereiterklärt, einzugreifen. Mehr in Kürze. – Und nun zum Wetter.«

Wieder hantierte Leni an den Reglern, drehte sie hoch und fixierte mich mit irritiertem Blick.

In mir schreit es. Es schreit. Moment. Nein. Stopp. So, jetzt rede ich. Ich bin nicht das Medium. Ich bin ein Wir geworden. Ein Flüchtlings-Wir. Gestärkt durch den Gesang der Sirene.

Ich strauchelte, verließ den Senderraum. Blickte über die Schulter zurück. Es schien, als wäre mein Gang eine Art Hin- und Herschaukeln auf dem Meer, als wäre ich fremd hier, oder als hätte sich der Aufnahmeraum in eine Kajüte verwandelt. Schweiß stand auf meiner Stirn, als ich die Türe zum schlauchartigen Gang öffnete.

Wie lang so eine Schifffahrt dauert, könnt ihr euch nicht vorstellen. Wir sind die Aliens. Wir fühlen uns fremd. Man hat uns uns selbst entfremdet. Wenn man hungert, vergisst man manchmal, dass man ein Mensch ist. Wisst ihr, was das heißt, wenn dieses Schaukeln der Wellen sich auf ein Gefühl im Bauch überträgt? Bis man schließlich selbst dieses Schaukeln ist? Bis man verschwunden ist? Aber uns hat es in euren Augen ja ohnehin nie gegeben. Nein, Verzeihung. Als Fremde kommen wir vor. Als Ränder. Aber nicht so nett wie »an

Englishmen in New York«. Ihr seht uns als Bedrohung. Dabei sind wir in Seenot. Sehen können wir auch nicht mehr richtig. Alles schummrig vor unserem Blick. Vielleicht der Hunger? Sehnsucht nach Brot.

Ihr wollt uns tot haben. Dabei sind wir harmlos. Ihr schreit: Alien attack. Dabei sind wir allein. Vereinzelt in unserer Verzweiflung. Wollen nichts als: weiter. Warum reibt ihr euch dermaßen auf an uns? Ihr tut so, als würden wir euch attackieren wollen. Dabei taugen wir gar nicht zum Angriff. Wir sind doch ohnehin nur noch zu einem geringen Prozentsatz vorhanden. Die anderen sind wir. Viele von uns gehen ins Wasser. Tausende. Treiben wie tote Fische obenauf. Die Sonne scheint auf ihre Leiber, der ist das egal. Auch das Meer hat kein Mitleid. Wasser kann alles ertragen außer Trockenheit. So treiben einige von uns als tote Körper auf der Oberfläche. Wie das wohl von oben aussieht? Gespicktes Blau?

Wir haben uns selbst verloren und nehmen uns nur noch als Struktur wahr. Von Tausenden sind vierhundert geblieben. Hungernd. Stumm vor Hunger. Stimmlos. Vielleicht sehen wir jetzt tatsächlich aus wie Aliens. Keine menschlichen Züge mehr. Alles aufgezehrt von Meer, Hunger, Erschöpfung. Aber das fühlen wir nicht. Dazu sind wir zum Glück zu erschöpft.

»Alles klar?«, fragte Leni.

Ich habe die Grenze des normalen Bewusstseins verlassen. Wasser ist über mich geschwappt, in dieser Nachrichtensendung. Als Welle. Hat mich fortgespült. Es gibt mich nicht mehr. Ich steige hinauf, hinab, vom Wasser prall wie ein Luftballon, folge dem Sirenen gesang des Wesens, hoffe, seinen

geschuppten Fischschwanz wieder vor mir schillern sehen zu können, damit ich weiß, dass ich auf dem richtigen Weg bin.

»Nein, es geht beschissen. Und dir?«, sagte ich, und die Worte waren Fremdkörper in meinem Mund.

»Schon okay«, entgegnete Leni und die Stimme klang hell wie eh und je. »Bitte mach das nicht mehr. Du wirfst doch sonst nicht die Nerven weg.«

Ich nickte und nahm Leni bei der Hand. »Lass uns wieder reingehen!«

»Ja.«

»4000 Flüchtlinge wurden neulich aus dem Meer herausgefischt«, sprach Leni ins Mikro, freundlich und beschwingt wie eh und je, fake wie eh und je, dachte ich.

»Herr Abgeordneter, was sagen Sie dazu?«

Frank blickte Leni stumpf an. War er auf Drogen? Dachte ich. Besonders emotional sah er nicht aus.

»Keine Angst, wirklich. Wir haben alles unter Kontrolle. Bitte bewahren Sie Ruhe. Niemand ist in Gefahr. Vertrauen Sie uns.«

Ich seufzte und wischte mir über die Augen. Nichts war mehr wie früher.

Das Spiel ist vorbei, dachte ich. Leni baute langsam die Mikros ab. Raschelgeräusche. Man will Menschen begegnen, wenn man Interviews führt, dachte ich. Was übrig bleibt? Angesichts der Panik? Der Ausweglosigkeit? Wie berühren sich Wege? Warum treffen Menschen Entscheidungen für andere, obwohl sie einander nie begegnet sind? Die Absurdität. Die Sehnsucht. Die Hoffnung auf Neu-

beginn. Jenseits des Wassers. Die Welle der Fremdenfeindlichkeit. Ertrinken in Gefühlen der Ausgrenzung. Da sprach wieder der Sirenengesang in mir.

Wir sind alle Aliens. Wir kennen uns selbst nicht. Wenn wir andere ausstoßen, dann, weil wir uns selbst nicht kennen. Fremde innen. Außen Fremde. Und dazwischen keine Hände, die man einander reichen könnte. Wir würden gern zum Hoffen anregen. Wir würden gern sagen, dass ein Menschenleben wertvoll ist. Aber die Sprache ist schon so ein Hund. Was bleibt also: Rauschen. Ertrinken ist ein Geräusch durch die Nase, das in die Stirnhöhlen schießt. Das ist alles.